

(Nachdruck verboten.)

18)

Die Stadt.

Roman von Nicolaus Krauß.

Lene erinnerte sich ihrer Jugend, der Jahre, wo sie bei den Bauern gedient, und sie lächelte.

„Aber Frau Scharnagel! . . . Die Hauptsach' ist doch, daß es schmeckt!“

Der „Pfarrer“, der bemerkt hatte, daß Fritz, der gegenüber am Tisch neben dem Förster saß, ihn spöttisch musterte, erröte.

„Mutter!“

Der aber war ein Stein vom Herzen gefallen. Ganz Freude plauderte sie:

„Geh, Hansl, Du weißt ja net, was für ein eisernes Hemd die Wohnheit ist. Zu meiner Zeit, wie ich aufg'wachsen bin, hat jedes sein Schnappmesser g'habt, aber a Gabel hat's im ganzen Haus net geben . . . Und ist auch gangen . . . tüchtig schön! . . . Und noch viel andres hat's net geben! . . . Wer von uns Madeln hat g'wußt, wie a Schleier ausschaut? . . . Der Vetter Fritsch wird's ja auch noch wissen . . .“

Der Bauer nickte und wandte sich zu dem Förster.

„Stimmt! . . . Wir waren hübsch z'rück, wir Egerländer Bauern! . . . Wie ich vor fünfzehn Jahren meinen ersten Esel kaufte hab', haben s' in den Wirtschaften rumg'schrien, ich bin verrückt worden. Und dann erst, wie ich den Erdäpfel-Handl eingerichtet hab'! . . . Jetzt wissen sie's alle, daß man mit der Zeit gehen muß . . .“

„Mein Christof geht net mit,“ fiel die Bäuerin ein. „Wenn der Hansl ausg'studiert hat, verkaufen wir unsern Hof. Z' leben hätt'n wir schon heut' . . .“

Der Bauer fuhr auf:

„Seinen Hof verkaufen? . . . Ein Egerländer? . . . Wenn ihm noch eine Schindel auf'm Dach g'hört? . . .“

Der „Pfarrer“ that, als wäre ihm etwas in die unrechte Kehle gekommen.

„Die Mutter will's so, der Vater möcht' aber nicht verkaufen. Er sagt . . .“

„Den Hof hab' ich in die Oh' mitgebracht, und ich werd' wohl thun können, was ich will! . . .“

Aus dem weichen Tonfall klang auf einmal eine Schärfe, welche die Zuhörer unangenehm berührte.

Schnell fiel der Förster ein:

„Ich wollt', ich hätte einen Hof! Mir sollte ihn kein Teufel nehmen! . . .“

Lene kam mit dem Braten.

„Daß jeder sich einricht', Herrschaften! . . . 's ist's letzte! . . . Schöpfenschlegel, eingelegt und gespickt nach dem Konradsreuther Rezept! . . . Der Gruber hat ihn lieber g'geffen als Reh.“

Alle griffen zu, und schon nach den ersten Bissen war des Lobes kein Ende.

Plötzlich erklang verhaltenes Schluchzen.

Das Gesicht des Bauers wurde ernst, beinahe hart.

„Franz!“

Jetzt konnte sich aber der angehende Student nicht mehr halten; eine Zähre schlug die andre.

Als alle teilnehmend fragten, was dem Kleinen fehle, that der Bauer auf einmal einen Lacher und sagte:

„Ist das ein dummer Bub! . . . Wegen der Bratwürst ist's! . . . Ich hab' ihm gestern versprochen müssen, daß er sich heut' dran satt essen kann; jetzt glaubt er, weil die Frau Försterin g'sagt hat, 's sei's letzte, er käme drum . . .“

Er wischte ihm die Thränen aus dem Gesicht.

„Schäfer! . . . 's giebt ja Wirtschaften g'mug in der Egerstadt! . . . Na, Kostfrau, was? . . . Der wird Ihnen noch was aufzuraten geben? . . .“

Lene schüttelte den Kopf.

„Die Burschen, die offen sagen, was sie wollen, sind mir die liebsten . . . Er wird sich schon eingewöhnen.“

Die Bäuerin hob den Kopf und meinte:

„Mein Hansl war nie eigensinnig. Schon als Kind war er mit allem zufrieden. Und wenn ich ihm nur ein Biß'l Brot in sein'n Rutschel einbunden hab' . . . Es ist eine Sünd', wenn man den Kindern in allem nachgiebt . . .“

Durch die Fenster kamen Glockentöne. In einer Viertelstunde begann der Nachmittags-Gottesdienst. Fast alle erhoben sich, um die Vesper „mitzunehmen“. Lene lud sie zum Kaffee ein. Sie versprachen, wiederkommen, der Bauer am Bühl wollte dann die Sache mit seinem Studenten gleich festmachen. Die Lise erhielt von ihm einen Silbergulden für die „Bedienung“. Rot vor Freude zeigte sie das Geldstück Lene und sagte:

„Ein feiner Bauer ist ein feiner Herr, feiner wie ein Stodterer!“

Als Lene wieder in die große Stube zurückkehrte, saßen an dem runden Tisch nur noch der Förster Plank und Fritz.

„Na, hat er schon gesagt, wer er ist!“ fragte sie, auf ihren Verwandten deutend.

Plank sah sie an.

„Mein Nefse! . . . Sein Vater und Gruber waren Brüder. Er hat heuer das Gymnasium absolviert. . . . Mit einem sehr schönen Zeugnis! . . . Bis zum 15. September bleibt er hier. Er hat eine gute Stelle über die Ferien erhalten . . . Den Sohn eines Doktors bereitet er für die zweite Klaff' vor . . . Dann fährt er auf vierzehn Tage zu seiner Mutter und dann nach Wien auf die Universität . . .“

Lene hatte das mit strahlendem Gesicht gesagt, plötzlich überlegte sie.

„Fritz, ich an Deiner Stelle würd' mir das Vincenzifest einmal ansehen . . . Auf dem Marktplatz, wie die Kinder in ganzen Trupps um die Obstfrauen herum sind und Birnen essen. Vor dem Bruckthor ist eine Menagerie und Ringelspiele und Riesenjungfern, Krämerstände — oh, der reine Jahrmarkt . . . Geld hast D' doch? . . .“

Fritz erhob sich, verabschiedete sich vom Förster und ging. — —

Lene ließ sich nieder und sah Plank voll an.

„Sie haben sich in all den Jahren fast gar nicht verändert! . . . Wie geht es denn? . . . Was macht die Mutter?“

Da erhob er zum erstenmal, seit er hier war, das Auge frei zu ihr und antwortete:

„Die Mutter ist seit zwei Jahren tot. . . . Jetzt habe ich eine alte Verwandte bei mir.“

„Tot? . . . Aber davon weiß ich ja gar nichts? . . .“

„Ja! . . . Ich hab' ihr' in den letzten Jahren noch manches bieten können. . . . Aber es war zu spät. Der alte, abgearbeitete Körper . . . Sie ist ausgeloschen wie ein Licht. . . .“

Sie schwiegen beide.

Dann begann Lene, und in ihrer Stimme ging ein leises Zittern:

„Und Sie? . . . Wie geht es Ihnen?“

„Ich könnt' nicht klagen. Das Revier ist ziemlich groß, zwei Heger hab' ich unter mir . . . Der Wald ist ja nicht so im Stand wie in Konradsreuth, aber es wird sich machen. Der junge Baron versteht sich auf seinen Vorteil und läßt mir freie Hand. Knapp an der sächsischen Grenze haben sie ihm eine Papiermühle hinstellen wollen, er hat mich gefragt und das Geschäft — abgewiesen . . .“

„Da sind Sie wohl jetzt ganz draußen bei den Lutherschen?“

„Ja. Das Forsthaus und das Gut liegen noch herüber, ein Teil des Waldes aber schon über der Grenze . . .“

„Ja . . . Neuberger! . . . Gruber hat mir davon erzählt . . . Ist was zur Försterei? . . .“

„Felder und ein schöner Garten mit Obstbäumen. Wir brauchen keinen Laib Brot zu kaufen. Und drei Kühe haben wir; es wäre aber Futter für sechs . . .“

„Futter für sechs?“

Lene war ganz erregt. Sie hatte die Worte fast geschrien. Gleich aber ärgerte sie sich wieder und sah vor sich auf das Tischstück.

„Es wäre mit Milch und Butter nach Adorf und andren Webernestern etwas zu machen. Aber die Urjchel versteht sich auf das Wirtschaften nicht. Sie hat immer nur in der Stadt herumgedient und ist auch wohl schon zu alt . . .“

Er räusperte sich und wurde rot. Dann legte er die Rechte, mit dem Handteller nach oben, über den Tisch herüber.

„Frau Försterin! . . .“
Die Angeredete schweig, ihr Gesicht blieb über den Tisch gebeugt.

„Vene . . . Du warst mir einmal gut . . .“
Sie hob das Gesicht, die Augen glänzten wie von verhaltenen Tränen.

„Das war.“
„Was einmal gewesen, kann wiederkehren . . .“

„Nicht so wieder . . . nicht so . . .“
Ihre Stimme gewann an Festigkeit, die Augen wurden klar.

„Ich war Dir einmal gut, Bernhard . . . aber was Du heute von mir willst, kann ich nicht . . . Du bist mir nicht gleichgültig, Bernhard, das brauchst Du nicht zu glauben, aber Deine Frau kann ich nicht werden. . . Schau, damals kannte ich meinen Mann noch gar nicht. Ich kannte mich nicht aus in ihm. Ich war jung und mein Herz verlangte nach Zärtlichkeiten. Er war ein erfahrener Mann, dem sein Amt und seine Pflicht über alles ging. Was gab der auf Spielereien? . . . Wenn Du damals mit ledem Griff mich genommen . . .“

„Vene! . . . Aber Du hast doch selbst . . .“
„Dich gebeten, fortzugehen . . .“

Sie schluckte einigemal und fuhr dann fort:
„Und Du hast mir gehorcht! . . . Wie wenig kennst Du das Frauenherz, Bernhard! . . . Du warst immer zu weich. Und das hat mich geärgert . . . Und dann lernte ich ihn erst kennen. Als er in den Tod gehen wollte, um mir einen makellosen Namen zu hinterlassen. Schau, da sah ich, was ein Mann im Stande war! . . . Jetzt sieht er zwischen mir und Dir, wie eine Mauer. Wo ich bin, sehe ich seine Augen. Und wenn mir etwas recht schwer fällt, ich darf nur daran denken, wie er sich benommen hätte, und ich weiß, was ich zu thun habe . . .“

Sie strich über seine Hand.
„Bernhard, und dann bin ich auch hart geworden. Und ich werde mich nie mehr ändern. Die Frau, die in der Stadt allein steht, muß es sein, sonst ist sie verloren . . . Und es geht bei mir stark auf die Bierzig zu. Du bist ein Mann in den besten Jahren. Du brauchst ein junges Weib, das wie Wachs ist in Deinen Händen . . .“

„Ich werde nie heiraten! . . .“
Er wandte sich ab. Sie aber faßte seine Rechte mit beiden Händen.

„Berrede das nicht! . . . Man weiß ja nie, wie's kommen mag . . .“

„Dann kann ich also . . . wiederkommen?“
„So oft Du willst . . . Aber Deine Frau werde ich nie! . . .“

Er versuchte, seine Hand zurückzuziehen.
„Es ist wohl am besten, wenn ich gehe . . .“

„Ich kann Dich nicht halten . . . Aber ich bitte Dich, bleibe bis nach dem Kaffee, bis die andern gehen . . . Ich will kein Gerede . . . Man weiß nicht . . . Willst Du? . . .“
Und er blieb. — —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Kulturträger.

Es heißt, kein Mensch muß nützen. Das ist aber entschieden falsch. Ich weiß nicht, ob diese Zeiten einem Gläubigen des absoluten menschlichen Willens zu Gesichte kommen. Aber ich schlage ihn sofort mit der Entgegnung, daß Posen hundert- und zwanzigttausend Einwohner hat und daß täglich einige Schnellzüge und zahlreiche Personenzüge dorthin verkehren. Alle Leute, die diese Züge benutzen — es sei denn in der Richtung gegen Berlin, und alle andern, die diese Züge in der angegebenen Richtung nicht benutzen, sondern in Posen bleiben, sind mir Kron- und Blutzengen dafür, daß der Mensch mitunter auch nützen muß.

Auch ich war in Posen, will sagen, ich mußte dahin. Ueber Erlanger hinaus über Frankfurt und die hochboigige Oberbrück ins polnische Land hinein, durch weite Föhrenwälder, über endlose Weiden, düre Kartoffelfelder ohne Dorf, ohne Haus, fast ohne Menschen. Auf der Fahrt gegen Westen rüden die Reisenden nicht so eng zusammen wie hier. Denn da giebt's farbig belebte Bilder draußen, die die Sinne fesseln, Stationen, wo man aussteigt, um Ansichtskarten zu schreiben oder Bier zu trinken. Hier aber drängen sie sich aneinander, ohne Streit und Widerspruch werden die Fenster hochgezogen, um dem aufgewirbelten Sand den Eintritt zu wehren; es ist als wollte man sich zusammenschließen,

um sich gegen das große Fremde und Unbekannte zu schützen, das von beiden Seiten in den rollenden Wagen hereinstrahlt.

Rud — und langsam verstummt das Schnaufen und Poltern: der Zug hält. Ist's eine Station? Und welche? Man drängt nach den Fenstern — freies Feld ringsum! „Das wäre schön, wenn wir hier sitzen blieben“, knurrt einer durch die Zähne.

Der Zug fährt weiter, und ich spinne im Gespräch mit meinem Gegenüber den Gedanken weiter aus. Die Eisenbahnen, sage ich ungefähr, sind wie die Schiffe, die uns über unerforschte Tiefen von Hafen zu Hafen tragen. Uns Städter bringen sie von Stadt zu Stadt, höchstens einmal auch zu jener Stadt im Bawernballkostüm, die man Landaufenthalt nennt. Was dazwischen liegt, ist uns widerwärtig und verhaßt, ein leerer Raum, den man überwinden muß — kurzum ein lästiges Nichts. „Denken Sie sich“, fuhr ich fort, „irgend ein gewaltiges Elementarereignis geböte uns, hier draußen für Tage oder Wochen Halt zu machen. Auf endlosen Sandwegen mühten wir zum nächsten Dorfe marschieren, zu Leuten, deren Sprache wir nicht verstehen, die gewohnt sind, im verfallenen Stall auf Streu zu nächtigen, die Speisen essen, die wir nicht vertragen, und Getränke trinken, deren jeder Tropfen uns die Achse verbrennt. Und wenn wir auch keine Pfeile im Rücken zu beschränkten hätten, sondern nur unverständlich-raube Flüche des Fremdenhasses hinter uns herpölkerten — wären wir hier nicht wie die Griechen im Kolcherlande oder die Spanier in Amerika nach der Entdeckung?“

„Es ist ein trostloses Land“, sagt mein Gegenüber, „die verfluchte polnische Wirtschaft ist daran schuld. In den hundert Jahren, die wir Preußen im Lande sind, ist schon viel geschähen. Sie werden sich wundern, wenn wir nach Posen kommen. Sie erwarten wohl eine halb verfallene schmutzige Stadt? So war's auch einmal, aber jetzt ist es anders. Wittung hat viel gethan. Wir haben vier Stoß hohe Häuser, breite asphaltierte Straßen mit schmalen Alleen, blühende Schaufenster, elegante Kaffeehäuser, prächtige Parkanlagen. Mit den Polen ist natürlich nichts anzufangen, sie möchten am liebsten so doucement in Säunz und Lurrt weiterleben. Wir sind die eigentlichen Kulturträger im Lande.“

„Kulturträger!“ sagt ein Mann drüben im andern Winkel mit einer harten Aussprache, die mein schwarz-weißes Gegenüber hochfahren läßt, als ob er einen beleidigenden Schlag erhalten hätte. „Kulturträger“ wiederholt er in lebhafter sonst unverständlicher Anrede zu seinem Nachbar, einen dicken Viehhändler, der eifrig nickt, obwohl er offenbar keine Ahnung hat, um was es sich eigentlich handelt. „Kulturträger!“ grollt es zum drittenmal höhnisch und herausfordernd das Gehörs aus der Ecke zurück.

„Meint der Herr, daß es vielleicht nicht so ist?“ fragt mein schwarz-weißes Gegenüber mit einer erzwungenen eleganten Nachlässigkeit, die sich nichts vergeben will. Es liegt die Note unendlicher Ueberlegenheit in seinem Tonfall.

„Daß Gott mich bewahre“, sagt der Angesprochene darauf, „daß Gott mich bewahre“, wiederholt er eifrig im Tone äufertsten Entgegenkommens. „Sag ich doch nur, daß der Herr recht hat, was er sagt. Die deutschen Herren sind Kulturträger, sag' ich, wirklich im wahren Sinne des Wortes. Sie tragen die Kultur mit sich, sie haben sie in der Tasche. Sie tragen sie auf ihrem Leibe, der frischen Haut, die sie täglich in ihrem Badezimmer reinigen, sie tragen sie auf der weißen Wäsche und den schönen Kleidern. Und in ihren Häusern ist Kultur, in den Teppichen, die auf den Treppen liegen und in den Gaskronen, die in den Zimmern hängen. Und in den Straßen, durch die sie zu ihren Bureaus gehen, ist auch Kultur. Und die Kanäle darunter, die abführen, was an ihnen menschlich ist, sind auch Kultur. In der der Wallischei aber ist polnische Wirtschaft, ist keine Kultur. Da fliehet die Jauge auf der Straße und der Junge badet die Füße drin, und die Mutter steht in der Thür und sieht ihm zu. Das ist polnische Unkultur. Die deutschen Kulturträger tragen die Kultur am Gurt um den Leib geschlungen, so wie unsere alten Bauern die Geldsäge tragen. Wehe, wer daran rührt! Wenn ein polnischer Zahnarzt am Alten Markt eine Tafel aufstellt, heißt es: die deutsche Kultur ist in Gefahr.“

Mein urpreussisches Gegenüber hat mehrmals aus seinen berlinisch waffenblauen Augen zerschmetternde Blitze wider den Feind geschrien. Er antwortet nicht, wendet sich ein älterer Herr an mich, dessen Abstammung vom urältesten Adel der Welt recht deutlich erkennbar ist. „Ich sage Ihnen, der Herr hat recht, die Leute sind wie die Kinder. Ich, der als Geschäftsmann so viel zu thun habe, weiß das am allerbesten. In allen unsern Detailgeschäften wird gehandelt; wer's mit fixen Preisen verachtet, ist von vornherein ein toter Mann. „Ist das der äußerste Preis?“ fragt die Bauersfrau. „Natürlich!“ sage ich, „wenn ichs billiger gebe, habe ich selbst Schaden bei.“ „Zwei Groschen werden Sie mir aber doch herunterlassen, ich will sie auch überall gut empfehlen.“ „Sie können gut handeln!“ „O nein, Sie sinds, der gut handeln kann!“ „Also, daß mir Ihre Kundschafft erhalten bleibt, so will ichs um fünf Pfennig billiger machen.“ Sie nimmt ihre Schürze, oder was es sonst ist, und zahlt natürlich nicht fünf, sondern zehn Pfennig weniger. Und wenn ich nicht jammere und ihr sage, ich sei ein geschlagener Mann, so denkt sie: „Der Jude hat mich doch noch betrogen“ und kommt nie wieder. Ueberall wollen sie handeln die Leute: in der Apotheke und am Villettschalter der Eisenbahn.“

„Weil sie überall betrogen werden“, läßt sich wieder der Mann

mit dem polnischen Vöckel vernehmen. „Ist erzeugt Gegenlist. Ihr ganzes bischen Bauernschlauheit wenden diese armen Leute auf, um sich der Überlegenheit ihrer Ausbeuter zu erwehren. Und wenn der Jude über den geringen Preis wehklagt, der vielleicht immer noch doppelt so hoch ist, so freuen sie sich wie die Kinder, weil sie sich nun einbilden, sie wären bei dem Handel die Lägeren gewesen.“

„Der Schnaps richtet die Leute zu Grunde,“ sagt der Preuße mit den bekannten Farben. Sonst könnten sie es viel weiter gebracht haben. Gehen sie doch nur am Sonntag morgens durch die Vorstadt. An allen Ecken finden sie den ausgepöbelten Kartoffelfreier, weil die Kerle ihren Magen mit Branntwein überfüllt und ihr Essen nicht behalten haben. Was soll man mit solchen Leuten anfangen?“

„Kultur in sie hineinbringen!“ murrte das Echo aus der andern Ecke. „Nun sagen sie, Herr,“ ruft endlich mein Preuße, „was wollen Sie eigentlich mit ihrer albernen Kulturträgerei? Sollen wir diese Leute etwa zu uns zu Tische einladen und unsre Töchter an sie verheiraten? Sollen wir zu ihnen in ihre Kneipen gehen, deren Schantische vergittert sind, damit das Schantpersonal vor ihren Ausschreitungen geschützt sei und mit ihnen Bruderschaft trinken? Sagen Sie doch, was sollen wir eigentlich?“

„Wollt' ich doch nichts sagen!“ erwidert der Pole nachdenklich. „Können Sie zu diesen Leuten, so würden sie doch nur fragen: Welche neue Finte steckt dahinter. Welchen gefährlichen Plan haben die Herren erdummen, um uns noch schlimmer als bisher das Fell über die Ohren zu ziehen? Glauben Sie mir, es würde gar nichts nützen. Man kann die Kultur nicht wie Lorbeerbäume in Kisten transportieren, diese edelste Pflanze verträgt die Hitze einer Eisenbahnfahrt nicht. Es giebt für jedes Volk nur eine Kultur und das ist seine eigene. Ein Volk aber, dem man polizeilich verbietet, ein Volk zu sein, ein Volk, das man in drei Teile zerissen hat und dem man sagt, es mische sich in fremde Angelegenheiten ein, wenn es in Galizien schreit, weil ihm die Schläge in Breschen wehthun, ein Volk, das von seinen eignen großen Herren, wie von den fremden über alle Maßen geknechtet, ausgebeutet und tyrannisiert wird — ein solches Volk kann keine Kultur haben. Ihr mögt noch so viel Kultur nach dem Osten tragen, ihr seid dabei doch wie die Schuldbürger, die das Licht in der Mausefalle fangen, um es ins Rathaus zu tragen!“

„Sie sind eben Pole und noch dazu ein Socialist!“, sagt der Schwarz-Weiße mit einer sonderbaren Mischung von Ehen und Höflichkeit.

„Posen!“ rief der Schaffner.

„Das dürfte so ungefähr stimmen“, sagte der Pole lächelnd beim Aussteigen. „So ungefähr dürfte das stimmen . . .“ F. S.

Kleines Feuilleton.

Karlsbad, 26. September 1902.

bt. Die Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, die 74. seit der Begründung der Gesellschaft im Jahre 1821, ist heute nachmittags gegen 3 Uhr geschlossen worden. Am Abend findet noch ein Abiadedinner statt, morgen vereinigen sich die Naturforscher, so weit sie noch nicht abgereist sind, zu einem Ausflug nach Teplitz und Aussig, die Ärzte besuchen Marienbad und Franzensbad; dann zerstreuen sie sich nach allen Richtungen der Windrose, um wieder den Arbeiten des Tages nachzugehen.

Sind diese alljährlich wiederkehrenden Versammlungen notwendig? Für den Fortschritt der Wissenschaft sicherlich nicht. Bei der Begründung der Gesellschaft gab es noch keine Eisenbahnen und Telegraphen, und nur sehr vereinzelte wissenschaftliche Zeitschriften. Der persönliche Zusammenhang, der durch die Versammlungen der Gesellschaft hergestellt wurde, mußte unter solchen Verhältnissen außerordentlich anregend wirken. Heute ist das alles anders geworden. Wenn man in Amerika eine wissenschaftliche Entdeckung macht, wird sie mit außerordentlicher Schnelligkeit auch in unsere Zeitschriften veröffentlicht, und bei irgend erheblichen Dingen nimmt sehr rasch sogar die Tagespresse Notiz davon. Den näheren Gedankenaustausch zwischen einzelnen Forschern vermittelt der briefliche Verkehr mit großer Geschwindigkeit, auch zum Telephon kann gegriffen werden, und wenn trotzdem das Bedürfnis nach persönlicher Aussprache entsteht, so verabredet man eine Zusammenkunft, die mit Hilfe der Eisenbahnen sehr rasch und bequem zu Stande kommt.

Wir können daher denen, welche diese Versammlungen für etwas Veraltetes und Ueberlebtes erklären, nicht ganz Unrecht geben. Aber trotzdem möchten wir sie nicht missen; sind sie auch für den Fortschritt in den einzelnen Fachwissenschaften belanglos und überflüssig, so stärken sie doch in dem einzelnen Teilnehmer das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit seines besonderen Specialfaches mit der allgemeinen Naturforschung. Dann aber tragen sie auch in erheblichem Maße dazu bei, dem naturwissenschaftlich nicht durchgebildeten Teile des Volkes die Teilnahme am Fortschritt des wissenschaftlichen Lebens zu ermöglichen, und gerade deshalb ist die Beachtung, die sie finden, ein erfreuliches Zeichen gesunden Strebens. Von diesem Gesichtspunkt aus, nicht von dem der Klame, sind auch die großen Bemühungen und festlichen Veranstaltungen zu beurteilen, welche die Karlsbader zu Ehren der Versammlung trafen. Karlsbad ist ein zu gut bekanntes und in der spezifischen Heilwirkung seiner Mineralwässer zu lange erprobtes Bad, als daß es besondere Klame nötig hätte. Wir sahen aus der freundlichen Aufnahme ein reges Interesse an der Naturwissenschaft überhaupt hervorzugehen.

Den oben skizzierten Zwecken dienen nicht sowohl die Abteilungs-sitzungen als die allgemeinen Versammlungen. Freilich sind auf ihnen in Karlsbad manche Mitgriffe gemacht worden. Ich erwähnte in meinem ersten Briefe bereits den verfehlten Vortrag von Hofmeister über den Bau des Eiweißmoleküls, verfehlte allerdings nur im Hinblick auf die Stelle, wo er gehalten wurde. Ein anderer tadelswerter Umstand ist die Art, wie manche Herren vortragen. Sie haben ein vollständig ausgearbeitetes Manuskript vor sich, auch stiftlich durchgearbeitet bis in die kleinsten Einzelheiten, und man lesen sie daselbe wörtlich vor. So wurde z. B. die überaus interessante Frage des Kreislaufs des Stickstoffs, die gestern in der gemeinsamen Sitzung aller naturwissenschaftlichen Abteilungen das Verhandlungsthema bildete, in dieser Weise von den beiden Vortragenden behandelt. Eine Abhandlung liest man lieber in Ruhe durch, als daß man sie sich in ziemlich rascher Weise vorlesen läßt; der nicht fachmännisch Gebildete will von dem Vortragenden doch über die Bedeutung einer wissenschaftlichen Frage aufgeklärt und über den Stand derselben unterrichtet werden. Dazu gehört der freie Vortrag eines Mannes, der darin auch ein Stück eigener Persönlichkeit geben muß. Es kam jemand ein bedeutender Gelehrter sein und doch diese Gabe des Vortrages nicht besitzen; dann soll man ihn mit dieser Aufgabe auch nicht betrauen.

Der richtige Art des Vortrages näherte sich in der heutigen allgemeinen Sitzung Wittstein. Wien, der über Neo-Lamarckismus sprach. Allerdings las auch er vor, so daß die Sätze sämtlich für einen Vortrag zu sein gefeilt herankamen; aber er verstand es doch, die Streitfrage Lamarckismus oder Darwinismus in ihrem Wesen deutlich zu machen, und den Lamarckismus, zu dem er sich bekannt, dem Hörer näher zu führen.

Geradezu das Muster eines Vortrages, wie er sein soll, war der in der Gesamtsitzung aller Gruppen am Mittwoch von Seeh-Wien „Ueber das Wesen der heißen Quellen“. Der berühmte Geologe gab ein so anschauliches Bild von der Gestaltung seiner Vorstellungen, daß der Hörer förmlich mit ihm lebte und dachte; er empfing nicht nur das tote Resultat einer Forschung, sondern das lebensvolle Bild des Forschenden selbst, und gerade dadurch eine bestimmte Anschauung von Dingen, um die es sich handelte.

— Einiges von den Fischnamen. Die Wiener Abendpost schreibt: Der Wiener Fischerei-Ausstellung und dem Fischereitage zu Ehren soll in Friedrich Kluges „Etmologischem Wörterbuch“ ein wenig — gestrichelt werden. Das Wort „Fisch“ selbst gehört den drei westlichen Sprachgruppen des Indogermanischen an, die merkwürdigerweise auch das Wort „Meer“ gemeinsam haben. Das Germanische hat mit dem Lateinisch-Slavischen keine Benennungen für Fischearten gemein. Es ist möglich, daß das Wort „Fisch“ ein wanderndes Kulturwort gewesen ist, dessen Quelle für uns bis heute unauffindbar blieb. Das germanische „fiska-z“ kommt aus dem vorgermanischen „pisko-z“ und ist sprachverwandt dem lateinischen „piscis“ und dem altslavischen „iasc“. Kluge verweist auf das gefechlich abfallende p. Fisch heißt mittelhochdeutsch „visch“, althochdeutsch „visc“, gothisch „fisks“, altnordisch „fiskr“, angelsächsisch „fisc“, englisch „fish“, niederländisch „visch“ und altsächsisch „fisk“. Das vorgermanische „piskos“ für „ap-isko-“, „dem Wasser entstammend“, mit dem Sanskritworte „ap“ = Wasser in Verbindung zu bringen, lehnt Kluge als gewagt ab.

Wenn wir uns nun den einzelnen Fischnamen zuwenden, so nimmt der Kal den alphabetischen Vorrang in Anspruch. Der germanische Stamm: „ala-äla“ ist nicht verwandt mit dem lateinischen „anguilla“, litauischen „ungury“ altslovenischen „agoristi“. Die Kalraupe heißt in Schlesien und an der Elbe „druppe“, in der Wetterau und in Ober-Hessen „olrobb“, in Franken „Allruppe“, in Köln „oelrapp“. Der Raubaal, wie er auch genannt wird, heißt eigentlich „Raup“ kurzweg, mittelhochdeutsch „rāpe, ruppe“, althochdeutsch „ruppa“, was mit dem altslovenischen „ryba“ (Fisch) urverwandt sein mag. Die alt- und mittelhochdeutsche Form wird wegen des gleichbedeutenden mittelhochdeutschen „rābe“ auf das lateinische „rubeta“ zurückgeführt, das Frosch, Kröte, Froschlurpe bedeutet. Dafür spricht die niederdeutsche Benennung „Kalk-Quappe“ und das in Ostreich übliche „rutte“, zweifelhaft aus „rubte, rubeta“. Im bairischen Dialekt heißt es „rutten, aalrutten“, älter „rugeten“, wozu wieder mittel- und niederdeutsches „rusfolk“, mittelniederdeutsch „rusfolki“, eigentlich „Raup-Kalchen“, zu gehören scheint. Was so ein armseliger Fisch den Gelehrten doch für vielfache Sorgen bereitet! Der Lachs ist weniger anspruchsvoll. Mittelhochdeutsch „lahs“ mit dem Plural „lehse“, althochdeutsch „lahs“, angelsächsisch „leax“, altnordisch „lax“, isländisch „lax“, litauisch „laszisz“, lettisch „lasis“, russisch „losos“, polnisch „losós“. Das s im germanischen „lahs“ ist Suffix und gehört nicht zur Wurzel. Salu, Salmen; mhd. und mnd. „salme“, ahd. und ahd. „salmo“, lat.-gall. „salmo“, französisch „saumon“. Der Name drang während der Römerzeit am Rhein vor. Bezüglich des Karpfen können wir uns kürzer fassen, weil es noch unentschieden ist, ob Karpfen ein echt germanisches Wort ist. Wahrscheinlich stammt „carpa“ aus dem Spätlateinischen; der Gotthe Cassiodorus kennt im sechsten Jahrhundert den Donau-Fisch. Der Klabianu bereitet den Etymologen, wie es scheint, noch manche Schwierigkeit. Im zwölften Jahrhundert mittelhochdeutsch „cabeltauwus“. Die Konsonanten-Umstellung des niederländischen „bakeljauw“, spanischen „bacalao“, holländischen „bacalaba“ ist auffällig, die Herkunft des deutschen Handelswortes ungewiß. Der Fischname Karasche ist erst 1734

gebucht. Ältere Nebenformen des 16. und 17. Jahrhunderts sind: „Karis, Karas, Karutze, Karutsch“. Der *Schicht*, ein westgermanisches Wort, mit *hedeel*, *haden* und *heden*, stehen, verwandt (ahd., mhd.) „Er ist ein Stecher“. Der *Barjā*, mhd. „bars“, ahd. „bersich“, hängt sprachlich mit *Vorste* und *Wurste* zusammen. Die *Schleie*, mhd. „sle“, ahd. „slio“, angels. „sliv“, germanische Grundform „slīwa“, hat vielleicht den Namen von ihren schleimigen Schuppen empfangen, so daß „Schleim“ unverwandt wäre. Die *Barbe*, lat. „barbus“. Das lag ziemlich nahe. Die *Matrele*, mittellat. 12. Jahrhundert in Flandern „macarellus“, auch altfranzösisch des 13. Jahrhunderts „maquerel“. Die Worte sind gleich dem neufranzösischen „maquereau“ von dunkler Herkunft. Die *Forelle*, in Thüringen und Franken mit dem Ton auf der ersten Silbe, hieß früher „Fohre“, noch früher „vorhen“, mit dem *lo*-Diminutiv; also „vorhenle“; aus „forénle“ wurde „Foréle“. Vergl. hierzu bahrisch und östreichlich: „Föhrechen“ (Fehrne). Den Namen *Schmerle* hält Kluge mit dem Vogelnamen „Schmerl“ für identisch. *Schellfisch* stammt sprachlich von niederländisch „schel“ = Schale, englisch „shell“ = Muschel. Er lebt nämlich vornehmlich von Schalthieren. Eine andre Vermutung weist auf sein sich blätternes Fleisch hin. Die *Scholle* wird neuhochdeutsch erst 1734 gebucht. Bei *Stör* wird darauf verwiesen, daß der Ursprung des westgermanischen „sturio“ dunkel ist. —

Theater.

— *Trianon-Theater*. „Die Liebeschankel“ Lustspiel in vier Akten von Maurice Donnay. — Die neuen Bühnen, die in der Hoch- und Nachsaison der Ueberbrettlmode gegründet worden, steuern nun, nachdem der Wind so jählings umgeschlagen, allgemein in das stillere Fahrwasser der Komödie hinüber. Das alte Wolzogen-Theater am Alexanderplatz macht den Versuch mit kleinen Einaktern, und *Serenissimus* in „Schall und Rauch“ hat sich gar zu einer abendfüllenden Komödie auseinander walzen lassen müssen. Die Zeichen sind nicht gerade günstig für den Uebergang. Die Phantastikdramen, an der die Ueberbrettl-Lieder und -Satiren krankten — der innere Grund, warum das neue, mit solch großen Hoffnungen begrüßte Genre so rasch an Gunst verlor — ist ja keine lokale Erscheinung. Im Schauspiel und im Lustspiel sieht es nicht anders aus. Nach allen Richtungen hin wird eifrig Umschau gehalten, iperrangelweit sind die Tempelthore geöffnet, aber auf die Sieger, die durch die geschmückten Pforten einzuziehen sollen, wird stets vergeblich gewartet. Der Konkurrenzkampf um das bessere vorhandene Mittelgut muß so ein immer schärfer werden. Der erste wirkliche Erfolg bei diesem neuen Wettbewerb ist unter den bunten Theatern von ehemals der *Trianonbühne* schlimmen Angedenkens, in der das „Märchendam“ und die „Lebenden Vieder“ Bierbanns so geräuschvoll-hestig begraben wurden, zugefallen.

Die Komödie von Maurice Donnay, dem Verfasser von „Les amants“, wurde beinahe stürmisch applaudiert. Daß sie gefiel, war kein Wunder. Donnay versteht sich auf die leichte dramatische Planderei, wie nicht so bald ein anderer seiner Pariser Kollegen. Die *Capusische* Komödie, „Glück“, die als ein Meisterwerk dieses Genres so laut gerühmt und in der vorigen Saison auch hier in Berlin gegeben wurde, kam sich in keiner Hinsicht mit der „Liebeschankel“ messen. Bei Capus wird man den Eindruck gezwungener Theatralik nicht los. Donnay giebt sich mit unvergleichlich größerer Leichtigkeit. Mit welcher ironischen Ueberlegenheit steht er den mondänen Herrschaften, von deren Liebesaffären er erzählt, gegenüber, wie spielt er neckisch mit den Personen und dem Publikum! Wer Alle lang geht die Schankel hin und her, bald ist in dem entzündlichen Herzen des Helden seine „innig geliebte, einzige Frau“, bald *Frl. Bernier*, die große, sentimental-frivole Theaterdame „ganz oben“. Donnay pausiert, er wiederholt manchmal, nach jedem Akte denkt man, nun sind die Rollen ausgespielt, aber immer fällt ihm noch irgend eine unvermutete drollige Meinung, eine bei allen äußeren Unwahrscheinlichkeiten interessante psychologische Finesse ein. Und wenn man denn schon wirklich Kunst auf der Bühne nicht haben kann, so zeigt dies spöttische liebenswürdige Gefändel, bei all der traditionellen Pariser Frivolität, in seiner Art doch immerhin ein Können, eine geschmeidige Virtuosität, die neben der gepreizten Impotenz der meisten neuen Stücke geradezu erfrischend wirkt.

Die Fabel ist so einfach wie möglich. Herr von Plonka, der wie all seine Stammesgenossen im französischen Lustspiel, nichts anderes auf der Welt zu thun hat, als seine Renten standesgemäß zu verzehren, leidet an der Einbildung, sich für einen Romantiker zu halten. Das „herrliche achtzehnte Jahrhundert“, natürlich nicht das der Revolution, sondern das des ancien régime, ist sein Ideal. Da liebte man mit frischem Sinn darauf los, da waren noch die Leidenschaft stark und farbenprächtig! In Deutschland hätte sich der Herr vermutlich als Niechächner verkleidet, und dementsprechend für „blonde Bestien“ und „Renaissance“ geschwärmt. Dabei wohnt die verschidenste, gutmütigste und ängstlichste Seele in seinem kleinen Körper. Dies Herrchen, dem nur die Tugend der Beständigkeit fehlt, um der beste und bequemste aller Ehemänner zu sein, treibt das Verhängnis einer kurzen Strohwitwenchaft in die Arme von *Rosine Bernier*, der berühmten, vielumworbenen, in allen Herzensangelegenheiten höchst anspruchsvollen Schauspielersin. In die Arme — das ist freilich nur bildlich gesprochen. Denn was die brüchige Tugend, und die Verehrung für die „innig geliebte, einzige Frau“ nicht verhindern

kann, davor bewahrt ihn seine drollige Kengslichkeit. Sobald die Dinge kritisch werden, verliert er regelmäßig den Kopf. Dann ist wieder die „einzige Frau oben, ganz oben“ auf der Liebeschankel. Aber ebenso regelmäßig erwacht, wenn er sich wieder sicher fühlt, das was er seine „Romantik“ zu nennen beliebt, von neuem, da die entrüstete Bernier — die Figur ist mit feinen, zierlichen Strichföhen sehr hübsch gezeichnet — ihn beim besten Willen nicht anders los werden kann, sperrt sie den Helden eine Nacht lang ein. Dies plötzliche Verhindernd macht, da der Herr auf einem Hochzeitsfest von seiner Frau erwartet wird, Sensation. Alle Unfallsituationen werden abgefecht. Umsonst. Am nächsten Morgen erscheint der tief Verkürzte bei seiner eingängigsten Frau und den Verwandten. Seine Neze ist diesmal so ehrlich, daß er in einer großzügigen Aufwallung die Wahrheit, „die ganze Wahrheit“ bekennen will. Aber die Lächerlichkeit läßt ihn nicht los. Die „innig geliebte, einzige Frau“ glaubt, daß ihr Männchen den Verstand verloren und giebt den haarsträubend abenteuerlichen Schwindelgeschichten, mit denen der Schwager in die heikle Situation eingerist, den Vorzug. Eine lustige Verflage auf die Logik der Verliebtheit! In den Augen seiner zärtlichen Gattin ist Herr von Plonka ein Wesen von unjagbarer Vollkommenheit und was dazu nicht stimmt, und war es auch das Zeugnis ihres Mannes selbst, kann darum keine Wahrheit sein. Die Aufführung war in den Hauptpartien sehr gelungen. *Hans Junker* man brachte die schüchtern-feurige Doppelnatur des Helden mit naivstem Humor heraus. In *Frl. Fehdmer*, die in seiner Abtönnung die elegante *Rosine Bernier* gab, hatte er eine vorzügliche Partnerin. —

Humoristisches.

— *Charakteristikum*. Bahrischer Bauer zu seiner Frau: „Was, loan Mündner host no ma gichgn? Sag daß auf, balst an Siodisrad siehst, der wo no gschreter is als mir, döös is nach a Mündner!“

— *Der Kaufmann*. Sie: „Warum haben wir nicht im Frühjahr geheiratet, da wär die Hochzeitsreise viel hübscher gewesen.“

Er: „Liebes Kind, ich mußte das auf den Winter verlegen, da treffe ich die Kundschaft eher zu Hause.“ — („Simplicissimus.“)

Notizen.

— *Kürschners* Handbücher und Sammelwerke — auch der *Litteraturkalender* — werden von *Hermann-Hilger*-Verlag fortgeführt werden. —

— Von der Wiener neuen Tageszeitung „Die Zeit“ ist die erste Nummer erschienen. Das Feuilleton leitet *Kurt Kraam*. Die *Wochenschrift* „Die Zeit“ wird neben dem Tageblatt unabhängig und mit eigener Redaktion weiterbestehen. —

— Der erste Vortragsabend der „Vereinigung: Die Kunst im Leben des Kindes“ wird am Freitag, den 3. Oktober, abends 8 Uhr, im Bürgerhalle des Mathaules stattfinden. *Dr. Mag Osborn* wird über das Thema: „Die Mutter als Erziehlerin zur Kunst“, sprechen. —

— „Das Ende“, Schauspiel in 4 Akten von *Paul A. Kirstein*, gelangt Sonnabend, den 4. Oktober, am Schauspielhaus zu Hamburg zur ersten Aufführung.

— „*Ferdinand Lassalle*“, ein vieraktiges Drama von *Em Venelli*, wurde dieser Tage in Florenz zur ersten Aufführung gebracht. Nach dem „*Berl. Börzen-Courier*“ fand das Drama eine sehr geteilte Aufnahme. —

— *Mahler*, der Direktor der Wiener Hofoper, soll nach der „Zeit“ amts müde sein. —

— Um den passiven Pensionsfonds zu sanieren, will man an der Wiener Hofoper eine Freikartensteuer einführen. Man hofft auf einen Eingang von 40 000—50 000 Kronen im Jahre. —

— Für die Nationalgalerie in Berlin sind auf der deutsch-nationalen Ausstellung in Düsseldorf zwei Gemälde und zwei Bildwerke angekauft worden: *Kallmorgens* „An die Arbeit“ und *Robert Weises* „Porträt einer Dame in einer Herbstlandschaft“, ferner *Nikolaus Friedrichs* „Sandalenbinder“ und *Mag Kruses* Porträtbüste seiner Mutter. —

— *Melchior Lechter* hat ein großes Tafelgemälde „Die Weihe am mystischen Duell“ und eine Reihe anderer Arbeiten im Kunstsalon *Keller u. Meiner* zur Ausstellung gebracht. —

— Die Bestellung des „Denkmals der Arbeit“ von *Constantin Meunier* durch den belgischen Staat ist, wie man der *Frankfurter Zeitung* aus Brüssel mitteilt, bei dem greisen Meister bisher nicht erfolgt. Die Befürwortung der Bestellung durch die sozialistischen und radikalen Abgeordneten scheint einer gewissen hohen Stelle, die in einem Denkmal der Arbeit etwas Sozialistisches wittert, Mißtrauen einzusößen. Das Modell des Denkmals wird im Laufe des Oktober im *Brüsseler Cercle artistique* zum erstenmal öffentlich ausgestellt werden. —

— „*Mineralien passier'n!*“ *Deutschböhmisches* Blätter berichten: Zwei Sachen kamen nach *Bodenbach*, und als man an *Zollamate* daselbst ihrer mächtigen Botanischerbüchsen ansichtig wurde, verlangte man deren Oeffnung. Es fanden sich aber nur *Schmetterlinge* und *Käfer* darin vor, und lange suchte der *Zollbeamte* in seinen Listen, bis er endlich die beanspruchten Sachen mit dem ärgerlichen Rufe: „*Mineralien passieren!*“ herausgab. —